

INTERNATIONALER LITERATURPREIS SHORTLIST 2021



HKW

Haus der Kulturen der Welt

»Eine Shortlist, die die neuen Stimmen einer internationalen Literatur auszeichnet, in der sich die Grenzen zwischen Ich und Welt im dezentrierten Dasein des Globalen mit zunehmender Geschwindigkeit verschieben. Sechs Bücher, die im Alltäglichen nach unseren tiefsten Ängsten schürfen, die sich mutig weigern zu vergessen, die unsere von Technologie und Kapitalismus durchtränkten Beziehungen sondieren und Identitäten zu vereinen suchen, die unvereinbar scheinen. Wuhan, New York, Cancún und Kopenhagen, die Pariser Banlieues, Teheran, die Wüste Nevadas und Sibirien sind Schauplätze dieser literarischen Welt, deren eigenwillige Widerständigkeit unsere gegenwärtigste Gegenwart aufruft.«
—Michael Götting für die Jury

Zum dreizehnten Mal verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Einmal im Jahr zeichnet er ein herausragendes Werk internationaler Gegenwartsliteraturen und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Die Jury hat sechs Titel für die Shortlist ausgewählt, die hier in Auszügen vorgestellt werden.

»Jedes Wort dieses autofiktionalen Romandebüts zeugt von der Uner-schrockenheit und verletzlichen Offenheit der Erzählerin, die als Tochter algerischer Einwanderer in Clichy aufwächst und versucht, die leidenschaftliche Gleichzeitigkeit zweier Outings zu ehren. Der Roman schildert die Suche nach einer Identität, in der eine junge Frau dem Islam näherkommen und sich von sexuellen Rollenzuschreibungen lösen kann, ohne das eine gegen das andere verteidigen zu müssen. Es ist auch eine Coming-of-Age-Geschichte und ein Text, der das Spannungsfeld zwischen der christlich-weißen Mehrheitsgesellschaft in Paris und den migrantisierten Minderheiten in den Vorstädten verhandelt. All das ist präzise poetisch und unerhört zeitgemäß erzählt und dabei in aller Selbstverständlichkeit und Spannbreite (Koran, Lyrik, Rap) auf Traditionen der arabischsprachigen Literaturen bezogen. So als gäbe es das Leben, in dem ein gleichwertiges Nebeneinander von Identitäten möglich ist, längst. Mit *Die jüngste Tochter* ist Fatima Daas diesem Leben vorausgeeilt.«

— Annika Reich, Jury

Fatima Daas

Die jüngste Tochter

Aus dem
Französischen
von Sina de
Malafosse

Ich heiße Fatima Daas.
Ich habe das Gefühl, ein Doppelleben zu führen.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt im Krankenhaus von Montfermeil werde ich entlassen.

Rokya wartet in der Cafeteria auf mich. Ich nehme den Aufzug in der Hoffnung, dass es das letzte Mal ist. Während meiner Zeit dort schreibe ich in mein Heft:

Im Krankenhaus ist es ein wenig wie im Gefängnis. Du zählst die Besucher. Denen, die nicht gekommen sind, nimmst du es übel, ihm nimmst du es übel: Ahmed Daas.

Ich erreiche die Cafeteria. Rokya sitzt mit leicht gespreizten Beinen da, hält eine Dose Oasis Tropical und einen Pappbecher in den Händen.

»Bevor du mich fragst, ob es mir gut geht, Roky, die Antwort ist nein.«
Sie nimmt mich in den Arm und drückt mich fest.

Wenn ich ausatme, pfeift es immer noch. Sie reicht mir den Espresso mit den Worten, dass sie immer noch nicht begreife, wie ich diesen Dreck trinken könne. Ich entgegne, dass es mich wach mache oder entspanne, ich wisse es nicht genau.

»Ich muss dir was sagen, Roky. Scheiße, zehn Tage Knast, da hatte ich Zeit zum Nachdenken.«

Rokya schaut mich an, in ihren Augen kann ich eine Mischung aus Neugier und Sorge lesen.
Sie sagt nichts, sie hört mir zu.
Wir stehen auf, wechseln den Krankenhausgeruch gegen den von feuchtem Asphalt, gehen bis zum Park des Arboretum.
Über uns dicke Wolken, wir rechnen damit, dass es bald regnen wird, aber es ist uns egal.

➡ Ich gestehe Rokya ein wenig beschämt, dass ich mich bei einem Datingportal angemeldet habe.
»Das ist der richtige Weg, um sich zu zeigen und gleichzeitig versteckt zu bleiben.«

»Aber, Fatima, du bist so eine komische Romantikerin, das passt nicht zu dir. Das wird nichts. Außerdem kannst du an echte Mistkerle geraten.«

Ich schneide Rokya das Wort ab, bevor sie sich weiter verfängt.
»Ich will keine Typen treffen, Rokya.«
Ich sage das so, als würde ich sagen, dass ich Brot kaufen muss.

Und da schaut Rokya mich an, ich sehe, wie sich in ihren Mundwinkeln ein kleines, stolzes Lächeln abzeichnet, und sie fragt:
»Dann willst du also Hamster treffen?«
Bei diesen Worten breitet sich ihr Lächeln aus, bis es alles einnimmt.
Rokya fängt an zu lachen, und ihr ganzer Körper wackelt.

Ich sehe den Hamster vor mir, also muss ich auch lachen. Aber ich werde schnell wieder ernst.

»Roky, zwing mich bitte nicht, es zu sagen!«
Sie meint, ich müsse nicht reden.
Also reden wir nicht mehr. Schweigend drehen wir eine letzte Runde durch den Park. Wir kommen zum Ausgang. Rokya stellt sich mir in den Weg. Ich schaue sie an, sage etwas einfältig:

»Was denn? Sitzt mir vielleicht ein Hamster auf dem Kopf?«

Wir prusten gleichzeitig los. In solchen Augenblicken mag ich sie noch mehr.
»In Clichy gibt es keine Hamster, Fatima, na ja, schon, natürlich gibt es sie, aber sie verstecken sich, wie du.«
Mit einem breiten Lächeln sage ich:
»Ciao, Roky, ich angele mir ein paar Hamster.«

Ich heiße Fatima Daas.
Bevor ich mir zu schreiben erlaubte, erfüllte ich die Erwartungen der anderen.
Nach dem Gymnasium besuchte ich den Vorbereitungskurs mit Literaturschwerpunkt für die *École normale supérieure*. Was gute Schüler eben tun.
Sie studieren Medizin, gehen in die *classe préparatoire* oder direkt auf die Sciences Po. Monatlang tue ich es meinen Klassenkameraden gleich.

Ich muss:
Jeden Tag nach dem Unterricht mehrere Stunden lernen.
Daten und Definitionen pauken.
Mündliche Prüfungen ablegen, Texte lesen und kommentieren, die ausschließlich von weißen heterosexuellen Cis-Männern geschrieben wurden.

Ich komme zur ersten Stunde, es ist Mittwoch. Halb neun.

Der Spanischlehrer teilt unsere Hausaufgaben aus. Mein Blatt behält er in der Hand. Er schaut mich durch seine dicken Brillengläser an.

»Mademoiselle Daas, würden Sie einen Moment mit mir hinauskommen?«
Ich stehe auf, schiebe meinen Stuhl an den Tisch.

Ich spüre seine Ungeduld.
Ich habe keine Zeit, meine Jacke zu holen. Ich folge ihm ahnungslos.
Er ist bereits draußen, die Tür wieder zu. Zwei, drei Schüler folgen mir mit den Augen. Ich bin im T-Shirt, also spüre ich, wie der Wind über meine Arme streicht, die Haare sich aufstellen, es kitzelt.

»Voilà, Mademoiselle Daas (er sagt das mit schön männlicher Stimme und schaut mir dabei direkt in die Augen), ich werde nichts unternehmen, da können Sie beruhigt sein, ich will nur die Wahrheit wissen (er macht eine klägliche Spannungspause). Wer hat Ihre Aufgaben gemacht?«

Ich verstehe nicht recht, also frage ich lächelnd: »Meine Hausaufgaben?«
Er antwortet: »Ja, Ihre Hausaufgaben. Wer hat sie für Sie gemacht?«

Manchmal, wenn die Leute an mir zweifeln, fange ich selbst an, an mir zu zweifeln, das ist lustig, ich lüge, um ihnen recht zu geben, aber dieses Mal habe ich keine

➡ J'avoue à Rokya, un peu honteuse, que je me suis inscrite sur des sites de rencontres.
– C'est le bon plan pour se dévoiler tout en restant cachée.
– Mais, Fatima, t'es une romantique bizarre, ça ne va pas te réussir, ça. Ça ne va pas le faire.
En plus, tu risques de tomber sur des gros porcs.
Je coupe la parole à Rokya avant qu'elle aille trop loin.
– Je ne veux pas rencontrer de mecs, Roky. Je dis ça comme si j'avais dit je dois acheter du pain.

Lust, weil die Aufgabe leicht gewesen ist und mir keinen Spaß gemacht hat. Also schweige ich.

Ich hoffte, er würde mir verkünden, dass dies ein Aprilscherz im Februar sei, egal, aber er war nicht der Typ für Scherze. Ich glaubte auch, dass er sich berichtigen würde, dass mein Schweigen ihn spüren ließ, dass er selbst ein Riesenwitz war. Er wiederholte seinen irrsinnigen Vorwurf: »Okay, gut, wer hat Ihnen geholfen?« Ich war der Sache allmählich leid, aber ich antwortete dennoch:
 »Ich liebe Spanisch. Ich hatte letztes Jahr eine Eins und im Abi eine Eins minus.«
 Dann wurde mir klar, dass die anderen Schüler, die drinnen im Warmen saßen, nichts beweisen, darlegen, rechtfertigen mussten. Keiner von ihnen musste zehn Minuten lang im T-Shirt in der Kälte stehen, um zu beweisen, dass er eine Eins verdient hatte.

Einen Monat später verließ ich den Kurs. Ich habe kein Medizinstudium angefangen. Ich bin nicht auf die Sciences Po gegangen. Ich habe geschrieben.

•

Ich heiße Fatima Daas.
 Ich trage den Namen einer Vorstädterin, die dreimal umsteigen muss, um zur Uni zu kommen.

Wenn es gut läuft, bin ich in einer Viertelstunde am Bahnhof. Ich muss den RER bekommen, den B am Bahnhof von Aulnay. Den E in Raincy.

Im ersten Jahr komme ich zu früh zu meinen Terminen, ob sie privater, medizinischer oder beruflicher Natur sind. Im zweiten Jahr bin ich pünktlich. Im dritten Jahr komme ich zu spät. Im vierten Jahr komme ich überhaupt nicht.

Ich lese nicht mehr, ich höre Musik, die meine Gedanken begleitet.
 Ich halte mit Gewalt die Augen offen, um nicht bis zur Endstation weiterzufahren. Ich habe Angst, wieder von vorne anfangen zu müssen, erneut zu investieren. Mir wird schlecht, wenn ich im RER entgegen der Fahrtrichtung sitze.
 Ich weiß jetzt, dass lange Strecken den Fluss der Gedanken anregen.
 Ich irre mich oft in der Richtung.
 Ich erinnere mich an Unbekannte.
 Ich habe bereits mehrmals die gleiche Person in der gleichen Metro getroffen.
 Ich habe schon von dieser Person geträumt.
 Ich versuche, nicht mehr an Zeichen zu glauben.
 Ich versuche, nicht mehr überall Zeichen zu sehen.
 Ich glaube, ich bin abergläubisch.
 Ich glaube, das ist verboten.

Ich heiße Fatima.
 Ich bin siebzehn, als ich zum ersten Mal zum Psychologen gehe.
 Das ist keine Idee meiner Eltern.

Niemand in meiner Familie weiß, dass ich zu einer Psychologin gehe.
 Auch ich realisiere es nicht.

Meine Therapeutin, Madame Guérin, trägt meistens einen knielangen weißen Kittel. Unter ihrem Kittel einen schwarzen Rock und blickdichte Strumpfhosen, einen gelben oder schwarzen Rollkragenpullover, eine weiße Bluse. Ihr Haar bindet sie nicht zusammen. Es ist kurz, lockig, blond.

In der ersten Sitzung bei Madame Guérin sage ich ganze drei Sätze.
 In der zweiten Sitzung spiele ich das Spiel Bleistiftspitzer zerquetschen.
 In der dritten Sitzung beschließe ich aufzuhören.

Schließlich gehe ich doch wieder hin. In zwei Monaten sehe ich Madame Guérin achtmal.

Eine einstündige Sitzung pro Woche. Bei den ersten drei Terminen trete ich an die Tür und mache das Gleiche wie diese Figuren im Film, die zu einer Ex-Liebschaft zurückkehren. Ich führe meine Faust ganz nah an die Tür, will anklopfen.
 Ich atme tief durch.
 Und ich entspanne mich.
 Dann wird zurückgespult.
 Mein Arm sinkt wieder herab.
 Ich stehe da und starre die Tür an, sechzig Sekunden lang.
 Ich weiche einen Schritt zurück, wie um zu sagen: »Los, ich hau ab.«
 Madame Guérin, hinter der Tür, weiß genau, dass ich da stehe und gestikuliere, darauf wartend, dass sie mir die Entscheidung abnimmt.
 Manchmal macht sie es mir nicht leicht, sie ruft mich erst zurück, wenn ich umgekehrt bin.

»Wissen Sie, ich kann Sie hören, wenn Sie die Treppe heraufkommen, Sie tragen zwar keine Absätze, aber machen einen Höllenlärm, Sie teilen mir also ungewollt Ihre Ankunft mit.«

Madame Guérin wusste, wo das Problem lag. Ich ging, um aufgehalten zu werden.

•

Ich heiße Fatima Daas.
 Meine Eltern sind Muslime.
 Meine Schwestern sind Musliminnen.
 Wir sind eine Familie von fünf arabischen Muslimen.

Ich erinnere mich, dass meine Eltern in meiner Jugend pragmatisch waren.
 Der Islam, das bedeutet an Gott zu glauben, ihn zu lieben, ihn zu fürchten, ihm zu gehorchen.
 Die ersten Etappen hatte ich geschafft.

Ich liebte Gott, Seinen Gesandten, dreimal meine Mutter, dann meinen Vater.
 In dieser Reihenfolge musste ich sie aufzählen, wenn mein Vater mich überrumpelte.
 »Wen liebst du als Erstes? Wen als Zweites? Und dann?«

Wenn ich mich in der Reihenfolge irrte – das war nur einmal vorgekommen –, musste ich mit einem Wörterbuch auf dem Kopf in einer Ecke des Wohnzimmers stehen, bis Ahmed Daas entschied, mich freizulassen.

Ahmed, »des Lobes würdig«.

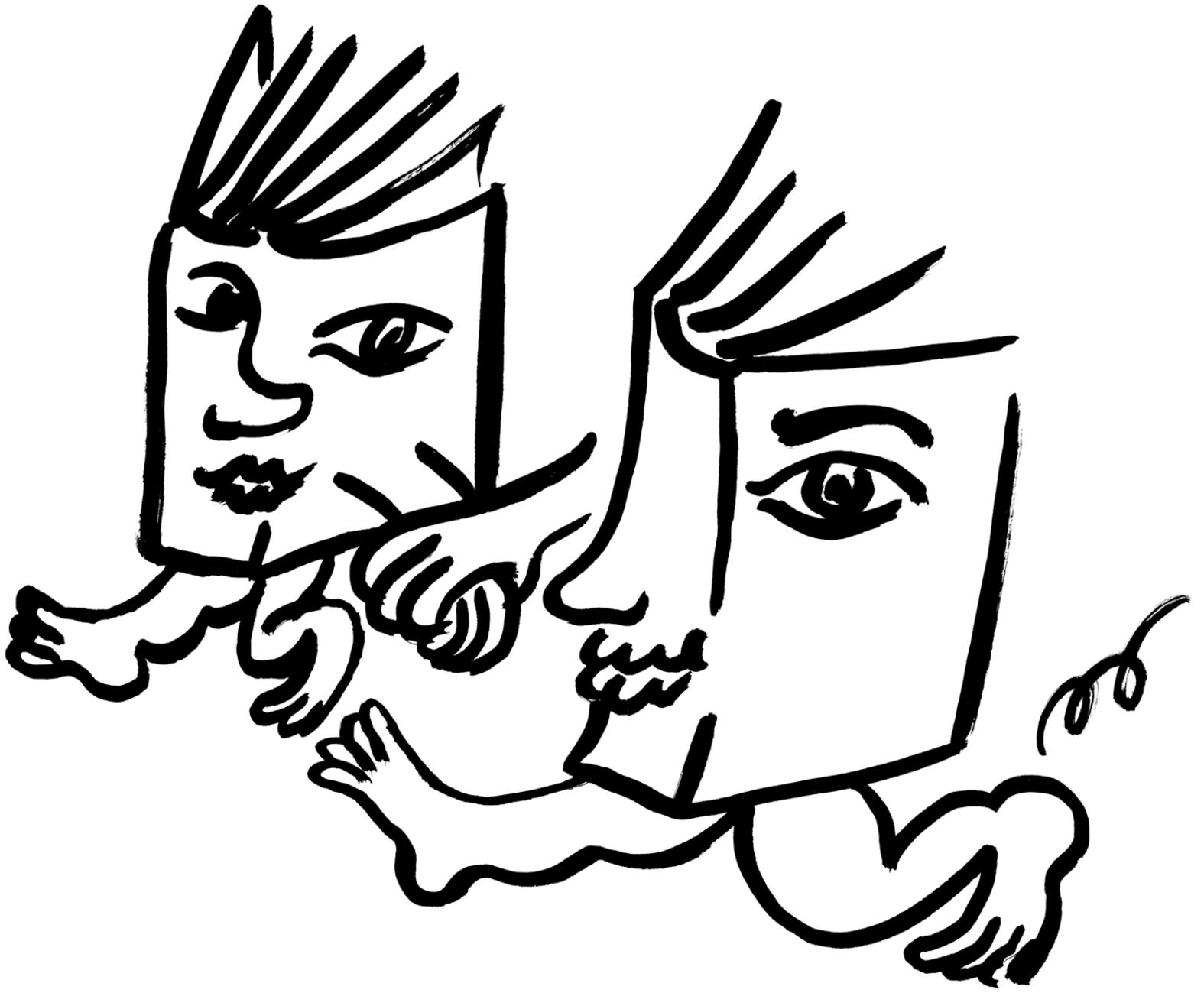
Es wird erzählt, dass ein Mann zu Allahs Gesandtem gekommen ist – der Friede Allahs und Sein Segen mögen mit ihm sein.

»O Gesandter Gottes! Wer hat am meisten Anspruch auf meine gütige Umgangsweise?«
 »Deine Mutter.«
 Der Mann fragte weiter: »Wer sonst?«
 »Deine Mutter.«
 Der Mann fragte erneut: »Wer sonst?«
 »Deine Mutter.«
 »Wer sonst«, fragte der Mann ein letztes Mal.
 »Dann dein Vater.«

Eines Morgens, bevor ich in die Schule gehe, schmiere ich vor dem Spiegel Gel in mein Haar. Ich verteile es sorgfältig. Meine Mutter überrascht mich. Sie kommt herein und es ist, als ob sie mich dabei erwischt hätte, wie ich in ihrer Handtasche wühle oder das Haus in Brand setze.
 Meine Mutter sagt:
 »Gott hat Mann und Frau geschaffen. Gott gefällt es nicht, wenn ein Mädchen wie ein Junge aussehen will.«
 Ausnahmsweise spricht sie Französisch mit mir. Ich antworte ihr nicht.
 An dem Morgen umarme ich sie nicht.
 Ich verlasse das Haus mit einem Kloß im Hals.

• Fatima Daas studierte Literarisches Schreiben an der Universität Paris VIII. Ihr erster Roman, »La petite dernière« (Die jüngste Tochter), erhielt 2020 den Prix Les Inrockuptibles für das beste Debüt und wird in mehrere Sprachen übersetzt.

• Sina de Malafosse studierte Romanistik und Komparatistik in Mainz und Dijon. Nach verschiedenen Stationen im Verlagswesen übersetzt sie seit 2015 aus dem Französischen, u. a. Adeline Dieudonné, Pauline Delabroy-Allard und Violette Leduc. Sie lebt in Toulouse.



Jonas Eika

Nach der Sonne

Aus dem
Dänischen von
Ursel Allenstein

Der Strand hat etwas Besonderes an sich, denn ich bin ein Beach Boy, etwas wird passieren am Strand. Ich erinnere mich an die Strände von Essaouira, Marseilles, San Juan, wo es nicht passierte und ich jeden Abend in einen Himmel hinauf sah, der so blau war zwischen den Stromkabeln, dass es mir im Gesicht schmerzte. Nicht weil der Himmel etwas Besonderes an sich hatte, er war lediglich eine straff über meinem Kopf gespannte Decke, die mir das Gefühl eines unüberwindbaren Abstands gab; wäre ich im Himmel, würde ich zur Erde hinaufsehen, blau zwischen Stromkabeln.

➡ Ich bin ein fünfzehnjähriger Junge, schlank und braunhaarig und grünäugig. Mein Gang ist aufrecht, mit einem leichten Schwung im Rücken wie ein Panther, aber ein kleiner, bescheidener, den niemand beachtet. Jetzt befinde ich mich in Cancún, Mexico, und stehe unbemerkt vor dem Empfangstresen.

Es ist früh am Morgen, der Besitzer streitet sich mit seiner Frau über einen Boy, der ausgerechnet heute ohne jede Vorwarnung gekündigt hat. Ich habe mir diesen Club ausgesucht, weil mich der Löwe auf seiner Flagge an einen englischen Touristen mit Vollbart erinnerte, der gutes Trinkgeld gab in Essaouira, Marseilles, San Juan. Der Besitzer richtet seine aufbrausenden Augen auf mich, doch noch bevor er mich anschnauzen kann, sage ich: »Ich habe gehört, ihr sucht einen Boy?«

»Wir suchen immer Boys«, antwortet der Besitzer, »aber bist du überhaupt ein richtiger Beach Boy?« Ich bejahe es, erkläre, dass ich aus dem richtigen Holz geschnitzt bin, und zähle meine früheren Arbeitsstellen auf.

»Na, dann komm mal mit«, sagt er und geht um das quadratische Bambushaus herum, auf dessen Vorderseite die Bar und Rezeption des Clubs untergebracht sind. Er öffnet die Tür zu einem länglichen Lagerraum. Handtücher, Fächer, Sonnencremes für vorher und Nachsonne für nachher. In einer Kühlbox Halbliterflaschen mit natürlichem Mineralwasser. Durch die Löcher in der geflochtenen Wand malt die Morgensonne Flecken auf meine Haut. Der Besitzer wirft eine schwarze Badehose und ein weißes Unterhemd auf die Bank und sagt, ich solle mich umziehen. Dann verlässt er den Raum, und während ich dort sitze und mich aus den Klamotten schäle, kann ich durch ein Loch in der Wand über den Bartresen hinaussehen auf den Himmel und das Meer, die so blau zwischen den Liegestühlen hindurchschillern, dass es in meinem Schritt kribbelt. Es gibt etwas, weshalb ich hier bin, etwas, das ich erledigen muss. Im Sand vor der Bank ist ein längliches Bassin ausgehoben und mit poolblauem Plastik ausgekleidet worden. Das Bassin ist voller kleiner, quallenähnlicher Kleckse, die wie lebendes Wasser darin herumschwimmen. Meine Beine sind zu kurz, um es zu erreichen, aber ich spüre den schleimigen Dampf unter meinen Fußsohlen.

»Du kennst die Bedingungen?«, ruft der Besitzer und öffnet die Tür in dem Moment, als ich die Badehose über meine

➡ Jeg er en femten år gammel tynd og brunhåret dreng med grønne øjne. Min gangart er rank med lidt svaj i ryggen som en panter, lille og undseelig, for ingen lægger mærke til mig. Nu er jeg i Cancún, Mexico, og står længe foran disken uden at blive set.

Hüfte ziehe. »Das Trinkgeld darfst du behalten. Alle anderen Einnahmen gehören mir.«

Ich bestätige es, und er zurrt die Bauchtasche über meiner Badehose fest. In den seitlichen Fächern kann man Cremes verstauen, und es gibt vier elastische Schlaufen für Wasserflaschen. Während mich der Besitzer ausstattet, spüre ich seine Brustbehaarung an meiner Schulter. Er sagt, die anderen Boys würden mir alles erklären, was ich über das Strandleben wissen müsste.

Insgesamt sind es 480 Liegestühle, 24 Reihen à 20, und wir sind 6 Boys, also ist jeder für 4 Reihen oder 80 Stühle zuständig. Wenn man in seinem eigenen Bereich alles unter Kontrolle hat und sämtliche Badegäste versorgt sind – mit Sonnencreme oder Getränken, ein bisschen Schatten oder einem Fächer vorm Gesicht –, darf man sein Glück oben am Eingang versuchen. Dann muss man auf den zwanzig Metern der Holzpromenade von der Rezeption bis zu den Liegestühlen genau den richtigen Eindruck machen. Hier habe ich Gelegenheit, die anderen Boys in Aktion zu sehen, ihren Stil zu studieren. Hier sehe ich zum ersten Mal Immanuel.

Als die französische Dame mit dem Sonnenhut die Hälfte der Promenade zurückgelegt hat, hebt er einen Fuß und steuert entschlossen auf sie zu. Dabei bewegt er sich trotzdem ohne Eile, lässt die Hüfte nach vorn fallen, lange Wellen aus Knochen und goldbrauner Haut, die ihn so ruhig über den Sand ziehen, dass alles wie in Zeitlupe vor mir abläuft: Jeder Schritt zeigt sich mir in all seinen Phasen, vom Abstoß der Ferse und der Schlangenbewegung der Fußsohle über den Ballen bis in die Zehen, während der Sand hinter ihm Engels-

sprünge macht. Meine Augen wandern wieder die Taille entlang nach oben, und ich sehe sein Becken bei jedem Schritt von einer Seite zur anderen kippen und stelle mir vor, wie Krebstiere und gescheckte Fische dort drinnen herumschwimmen, in einem hellblauen Meer, das gegen das Schambein schwappt. Sein Unterleib wirkt kraftvoll, wenn er sich wiegend über die Promenade bewegt, während alles andere an ihm dahinwelkt, sein langes schwarzes Haar und die goldbraune Haut, und als er nur noch vier Meter von der Dame mit dem Sonnenhut entfernt ist, wirkt er plötzlich aschfahl wie ein alter Kellner in einem Bistro.

»Willkommen im Club, die Dame. Was halten Sie davon, wenn ich Ihr persönlicher Boy werde, während Sie bei uns sind? Schatten, Sonne, Sonnencreme, Massage und kühle Getränke, was immer Sie wünschen?«

Die Dame mit dem Sonnenhut nimmt dankend an und reicht Immanuel ihre Tasche, und er zwinkert mir zu, als sie an mir vorübergehen. Er wird gut an ihr verdienen, das ist so sicher, wie das Meer türkis ist.

Dann bin ich an der Reihe, aufrecht und mit einem leichten Schwung im Rücken wie eine Wildkatze gehe ich auf der Holzpromenade so zielstrebig auf ein englisches Paar zu, dass es mich gar nicht übersehen dürfte, und dennoch entdeckt es mich erst, als wir nur noch einen Meter voneinander entfernt sind und ich sage: »Guten Morgen, was halten Sie davon, wenn ich Ihr persönlicher Boy werde ...«, doch schon habe ich die Chance vertan, ganz natürlich ihren Weg zu kreuzen und mich so anzubieten, dass sie mich wollen, ohne zu wissen, dass ich sie will, ich habe nicht denselben Beat

gefunden wie Immanuel, denn der Mann hebt abwehrend die Hand.

Man hat nur einen Versuch am Tag frei, einen Job als persönlicher Boy zu ergattern und gutes Geld zu verdienen. Also trabe ich rastlos in meinen 4 Reihen à 20 auf und ab und biete den Leuten an, sie einzucremen oder ihnen Luft zuzufächeln. Ich wechsle Handtücher, richte die Schirme nach dem Stand der Sonne am Himmel aus und langweile mich, wenn sie im Zenit steht. Gegen Nachmittag haben die Leute genug gebraten, und ich schmiere sie mit Sonnencreme und kühlender Nachsonne ein. Während ich rittlings auf dem Rücken eines Schweden mit zwei Speckringen über der Lende sitze, beobachte ich, wie Ginger, der englische Boy, sich auf der Promenade versucht. Er leuchtet weißer als der Sand, obwohl der Sand weiß ist wie die Kokosmasse in einem Bounty, und sein Haar glänzt in der Sonne wie Kupfer. Ginger ist hübsch, aber mit seinen knöchigen Knien stakst er ein bisschen zu sehr wie ein mageres Vieh, strahlt nicht die

Geschmeidigkeit und Leichtfüßigkeit aus, die man von einem Boy erwartet. Ein Beach Boy darf nicht zu sehr den Eindruck vermitteln, er würde der Schwerkraft gehorchen, denke ich. Die Speckringe des Schweden flutschen mir durch die Finger. Während ich sie erneut packe und voneinander trenne, um die Creme tief in seinen Rücken hinein-zumassieren, sehe ich, wie Jia, der chinesische Boy, so unbedarft auf zwei deutsche Frauen zuwatschelt, als wären seine Knochen und Gelenke noch nicht voll entwickelt. Mit seinem kleinen runden Bauch und seinen schmalen Hüften ist er ein richtiger Boy, vielleicht der jungenhafteste von uns allen. Die Deutschen beißen sofort an. Meine Finger sind tief zwischen den Speckwülsten vergraben, die sich um meine Handgelenke schließen. Ich sortiere die Organe dort drinnen neu, ziehe eine Niere heraus und schleudere sie in den Himmel, sehe mich selbst hinterherfliegen wie eine Sternschnuppe oder auch nur eine Möwe, aber ich bin ein Beach Boy. Unter dieser Bedingung bin ich hier.

- Jonas Eika machte 2015 seinen Abschluss an der Dänischen Akademie für Kreatives Schreiben (Forfatter-skolen). Im Oktober 2019 erhielt er für seinen Erzählungsband »Efter solen« (Nach der Sonne) den renommierten Literaturpreis des Nordischen Rates.

- Ursel Allenstein studierte Skandinavistik, Germanistik und Anglistik in Frankfurt und Kopenhagen. Sie ist Übersetzerin aus dem Schwedischen und Dänischen. Für ihre Übersetzungen wurde sie vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Jane-Scatcherd-Preis der Ledig-Rowohlt-Stiftung und mit dem Nordic Council Literaturpreis sowie zuletzt mit dem Hamburger Literaturpreis 2020.

»Ein erstaunliches Buch, hart bis zur Grausamkeit, eine Art dänischer Kleist der globalisierten Gegenwart. Die Welt schwimmt, Fantastisches ist von einer schmerzhaft genau erzählten Wirklichkeit oft kaum zu unterscheiden. Jonas Eikas Storys handeln von Habenichtsen und Begüterten, von Kapitalismus und Liebe, Geld, Sex und, manchmal, Treue. Queere Jungs, die sich beim zärtlichen Liebesakt im Meer Garnelen anverwandeln, nachdem sie zuvor den Beach gesäubert und Touristinnen als Kavalier gedient haben. Schillernd und kühl, sinnlich und agitierend: ein Buch über Grenzen und Widerstand und die Freiräume aufsprenkende Kraft der Fantasie.«

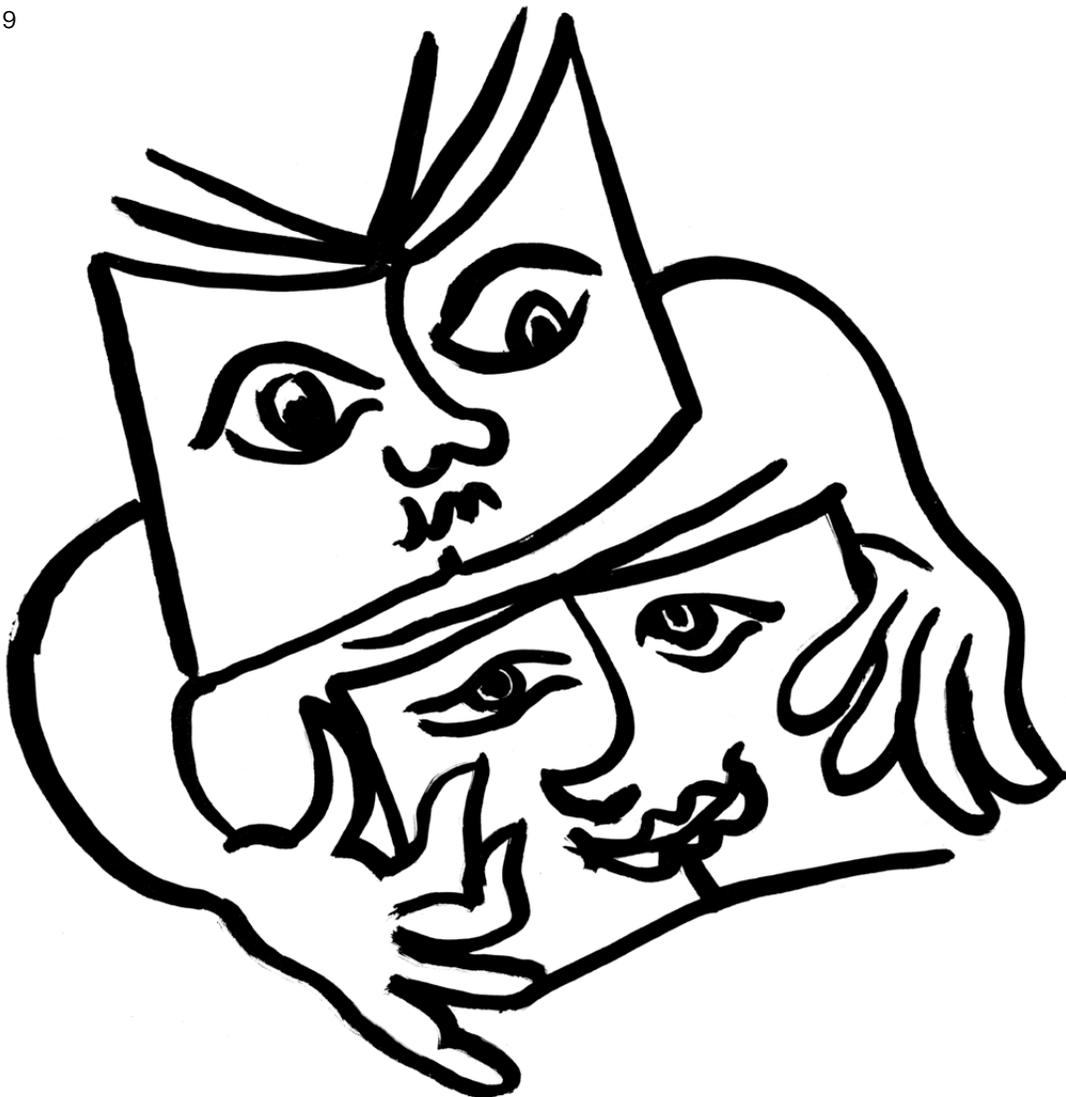
—Elisabeth Ruge, Jury

Fang Fang

Weiches Begräbnis

Aus dem Chinesischen von
Michael Kahn-Ackermann

9



1. KAPITEL

Die Frau befand sich in ständigem Kampf mit sich selbst.

Sie war schon alt, sehr alt. Schlaff hing die Haut an ihr herab, nicht einmal eine ordentliche Runzel fand darauf Halt. Gesicht und Hals waren übersät von feinen Narben. Auf der kreideweißen Haut wirkten sie nicht wie von der Zeit gekerbt, sondern eher wie mit einem dünnen Pinsel Strich um Strich aufgetragen. Ihre Augen waren bereits trübe, doch wenn sie sich unverhofft weit öffneten, konnte man noch immer ein Funkeln darin entdecken.

Gewöhnlich starrte sie stumpf auf einen Fleck, als sei sie in Gedanken versunken und zugleich völlig teilnahmslos. Gelegentlich fühlten sich Passanten veranlasst, sie neugierig anzusprechen: »Großmütterchen, woran denken Sie?«

In solchen Momenten malte sich auf ihrem Gesicht Verwirrung, den Passanten anblickend, murmelte sie ein paar unverständliche Satzketten. Sie selbst hätte weder sagen können, was sie da vor sich hin gemurmelt, noch, ob sie überhaupt an irgend etwas gedacht hatte. Sie hatte nur die Empfindung, seltsame Dinge wollten mit Gewalt aus ihr hervorbrechen, als zerre etwas an ihrem Gedächtnis, womit sie um keinen Preis in Berührung kommen wollte. Sie leistete erbitterten Widerstand. Ihr Widerstand glich einem engmaschigen, undurchlässigen Netz, das Horden von Dämonen umschloss und fesselte, die jederzeit auszubrechen drohten. Ein Leben lang hatte sie gegen sie gekämpft, ein Leben lang dieses Netz mit sich herumgeschleppt.

Als ihr Mann noch lebte, hatte er sie einmal ermuntert, ihren Erinnerungen freien Lauf zu lassen. Vielleicht würde dabei etwas zum Vorschein kommen, das ihr Ruhe verschaffen würde. Um ihm zu Gefallen zu sein, hatte sie sich gezwungen, sich auf ihr Inneres zu konzentrieren, und sich bemüht, die Erinnerung in sich emporsteigen zu lassen. Doch fast im selben Moment wurde sie von einer Erregung überwältigt, als würde ihr ganzer Körper von tausend Nadeln durchschossen, es traf sie wie ein Stromschlag, ein Gefühl, als würden ihr die Glieder vom Leib gerissen. Schmerz und Erschöpfung hatten ihr nahezu den Atem geraubt. Verzweifelt hatte sie zu ihrem Mann gesagt: »Zwing mich nicht, mich zu erinnern. Ich kann es nicht. Ich habe das Gefühl, ich muss sterben, wenn ich es nur versuche.« Er erschrak. Nach einem kurzen Schweigen hatte er gesagt: »Dann lass es bleiben. Versuch, dich zu beschäftigen, das wird dich ablenken.«

Sie hatte seinen Rat befolgt und sich Tag für Tag auf Trab gehalten. Tatsächlich ging sie keiner bezahlten Arbeit nach, sondern beschränkte sich auf die Aufgaben einer Hausfrau. Sie putzte und wischte unermüdlich, kein Körnchen Staub war in der Wohnung zu sehen. Wer immer ihre Wohnung betrat, konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken: »Mein Gott, bei euch ist es aber sauber!« Ihr Mann, ein Arzt, war mächtig stolz darauf gewesen.

Auf diese Weise war ihr Leben allmählich in geregelte Bahnen geraten.

So verging die Zeit. Wie Jahresringe aus einer undurchlässigen Folie legte sie sich Schicht um Schicht um ihre verdrängten Erinnerungen und deckte sie zu. Die Schicht wuchs Jahr um Jahr, wurde dicker und dicker und erstarrte zu einer festen Wand. Die in der Tiefe ihres Bewusstseins verborgenen Dämonen blieben fest dahinter eingesperrt.

Welcher Art waren sie? Sie hatte keine Ahnung.

Ihre Erinnerung begann mit dem Frühjahr 1952.

Eines Tages, viele Jahre später, war ihr Mann aus der Klinik nach Hause gekommen und hatte mit ernster Miene von der »Großen Kulturrevolution«* geredet. Im Krankenhaus hatte eine Versammlung die andere gejagt, Leute hatten Wandzeitungen über ihn verfasst, worauf stand, in seinem Lebenslauf gäbe es dunkle Flecken. Von Angst gepackt, begriff sie die Bedeutung dessen, was er ihr berichtete, nicht. Bis er ihr irgendwann plötzlich erklärte, sie habe nichts zu befürchten. Er werde sie beschützen. Es sei für sie am besten, sich nie mehr an die Vergangenheit zu erinnern. Ihre schlimmsten Feinde seien nicht die Leute da draußen, sondern all die Dinge, an die sie sich nicht erinnere. Würde man sie fragen, solle sie sagen, sie wisse von nichts, so sei es am besten.

Sie hatte nicht begriffen, dass seine Worte als Trost und Ermahnung gemeint waren, sie hatten vielmehr Angstschauer in ihr ausgelöst. Ihr schien, als hielte er die Kontrolle über die in ihrem Inneren

verborgenen und nahezu verschwundenen Todfeinde. Worum ging es bei all dem? Wusste er etwas, was sie nicht wusste? Bei diesem Gedanken schlug ihr ein eisiger Schreckenshauch entgegen. Und die Quelle des Schreckens befand sich an ihrer Seite. Tag und Nacht, Minute um Minute, Sekunde um Sekunde.

Sie begriff, dass sie während all dieser Jahre den Mann, den sie innig liebte, zugleich zutiefst fürchtete.

Aber warum nur? Woher kam diese Empfindung, die sie mit Unruhe erfüllte und die sie nicht begriff? Verscheuchen ließ sich die Empfindung jedenfalls nicht.

2. KAPITEL

Als man sie aus der reißenden Strömung des Flusses herauszog, hatte sie nichts am Leibe. Ihr Körper war vom Kopf bis zu den Füßen mit Wunden übersät. Der Mann, der sie gerettet hatte, erklärte, das Wasser habe sie vollständig gebleicht, nur das Haar sei schwarz geblieben, auf den ersten Blick seien die Wunden nicht zu erkennen gewesen. Zum Glück befanden sich mehrere Militärärzte zu Hausbesuchen im benachbarten Dorf, man brachte sie unverzüglich dorthin. Nach den ersten Notfallmaßnahmen schafften die Ärzte sie umgehend in die Klinik. Erst über einen halben Monat später erwachte sie dort aus dem Koma.

Die Fragen prasselten auf sie ein, mal klangen die Stimmen der Frager warmherzig und mitfühlend, mal schneidend und bohrend. Ihr Inneres wurde plötzlich von einem rasenden Schmerz erfasst. Sie krümmte sich auf dem Bett zu einem Knäuel. »Stimmt, woher komme ich?«, dachte sie bei sich. »Wo bin ich zu Hause? Wie heiße ich? Wie bin ich in den Fluss gefallen?« Keinerlei Eindrücke, keinerlei Erinnerung. »Wieso kann ich mich nicht erinnern? Nicht einmal daran, wer ich bin?« Sie begann zu schluchzen. »Ich kann mich nicht erinnern«, sagte sie. Sie erinnerte sich wirklich nicht. »Denk nach«, drängten sie die Leute. »Denk gründlich nach. Du wurdest aus dem Fluss gezogen. Fang damit an, vielleicht kommt dann die Erinnerung.«

Sie bemühte sich, dem Drängen der Leute nachzukommen, und dachte gewissenhaft nach. Als ihre Erinnerung ans Flussufer zurückkehrte, brach das Getöse des Wassers über sie herein wie Donner, in dessen Gefolge ein mysteriöser Schrecken in ihr aufstieg, so als hielten sich in den Wogen Dämonen verborgen, die, obgleich unsichtbar und ungreifbar, darauf warteten, wütend über ihren Körper und ihr Inneres herzufallen. Für einen Moment verlor sie die Kontrolle über sich, sie brach in Schluchzen aus, das sich zu wilden Schreien steigerte. Sie bekam einen hysterischen Anfall.

Einer der Ärzte namens Wu untersagte mit Strenge den Leuten ihre Neugier. Sie habe

➡ 当她清醒过来, 试图回答人们的询问时, 突然傻了眼。

你是哪里人? 住在哪个村? 你多大年龄? 你家里还有什么人? 你怎么掉进了河里? 是翻船了, 还是坏人把你扔下去的? 就你一个落水的吗...?

➡ Als sie nach dem Aufwachen versuchte, auf die Fragen der Leute zu antworten, wurde ihr Blick plötzlich stumpf. Woher sie käme? Aus welchem Dorf sie stamme? Wie alt sie sei? Wer zu ihrer Familie gehöre? Wie sie in den Fluss gestürzt sei? Ob das Boot gekentert sei? Oder ob irgendein schmutziger Kerl sie hineingeworfen habe? Ob sie im Wasser die Einzige gewesen sei?

vermutlich ein Trauma erlitten. Statt sie weiter mit Erinnerung zu peinigen, sollten sie lieber dafür sorgen, dass sie wieder zu Kräften komme.

Daraufhin hörten die Leute auf, sie mit Fragen zu quälen, sie redeten nur mal offen, mal hinter ihrem Rücken in mitleidigem Ton über sie.

Es war ein herrlicher Frühling. Die Bäume vor dem Fenster waren

übersät mit rosafarbenen Blüten. Die Blüten der Aprikosenbäume entlang der Außenmauer bildeten eine von Weiß überquellende Reihe, die ins Weiße des Mauerputzes übergang, sodass, aus der Ferne gesehen, Blüten und Mauerwerk miteinander verschmolzen. In noch weiterer Ferne bewegten ein paar Ginkgo-Bäume ihre tiefgrünen Blätter, ihre kräftigen Stämme verrietten nicht mehr, wann sie gepflanzt worden waren. Die Jasminsträucher in den Ecken des Gartens begannen zu verblühen, doch noch verströmten die gelben Blüten strahlenden Glanz. Die ganze Farbenpracht drang mit Macht in ihr Auge und überwältigte sie. Trotz der noch immer kühlen Winde zwitscherten die mit dem wiedergekehrten Frühling zu frischem Leben erwachten Vögel aus voller Kehle. Inmitten dieser Szenerie und eingehüllt von diesen Tönen fand sie allmählich zu innerer Ruhe.

Dies wurde zum Ausgangspunkt ihrer neuen Lebenserinnerungen. Sie befand sich in einer Kleinstadt Ost-Sichuans**.

Später hatte ihr der Chor der Krankenschwestern, die sich immer wieder gegenseitig ins Wort fielen, den gesamten Ablauf ihrer Rettung und Heilung berichtet. Sie erzählten, dass niemand geglaubt habe, sie würde überleben, als die Ärzte sie in die Klinik brachten. Einmal sei sie von mindestens drei Ärzten für tot erklärt worden, die Leichenträger hätten sie bereits zum Ausgang transportiert. Nur der aufmerksame Doktor Wu habe bemerkt, dass sich ihr Mittelfinger leicht bewegte, und darauf bestanden, sie zur weiteren Beobachtung in der Klinik zu behalten. Und tatsächlich sei sie ein paar Tage darauf aus dem Koma erwacht. Die Erzählungen bewirkten, dass sich der Vorgang ihrer Wiederauferstehung tief in ihr Gedächtnis einprägte.

Eine Person hatte im Ablauf der Geschehnisse eine Sonderrolle gespielt, und zwar Doktor Wu. Ihm verdankte sie ihr Leben. Ihre Wiedererweckung vom Tode und die Existenz dieser Person reichten aus, ihr den Geschmack am Leben wiederzugeben. In dieser kurzen Episode waren sämtliche Gefühls- und Geschmacksregungen vereint, das Saure, das Süße, das Bittere und das Scharfe. Das, so dachte sie, genügte ihr als Lebensbeginn.

Und so hatte sie alles, was ihrem Gedächtnis entfallen war, die Vergangenheit, an die zu erinnern sie mit unerträglichem körperlichem Schmerz peinigte, gründlich aus ihrem Leben verbannt.

Der Verzicht auf Erinnerung ist nicht unbedingt ein Verrat an sich selbst, man vergisst oft, um weiterleben zu können. Das hatte Doktor Wu zu ihr gesagt.

»Literatur aus Asien, die sich nicht vorauseilend an westliche Erzählmuster anpasst – schon das ist ein Leseglück. Die Autorin hat das viel diskutierte *Wuhan Diary* verfasst. Ihr Roman *Weiches Begräbnis* war in China erst ein großer Erfolg und fiel dann plötzlich in Ungnade. Einer Frau ist es bis ins Alter gelungen, das Trauma von Maos Bodenreform zu verdrängen, bis ihr der neue reiche Sohn, ein erfolgreicher Manager, den Komfort eines eigenen Hauses verschafft. Vom plötzlichen Luxus überfordert, fällt sie in einen Stupor. Nun begeben sich die Figuren des Romans auf Spurensuche, um ihren Zusammenbruch zu verstehen. Das wird von der Erzählerin in einem langen, ruhigen Erzählfluss begleitet – nicht-psychologischer Realismus, bescheiden und beharrlich. Was entsteht, ist das Epos einer kleinen, alten, von der Weltgeschichte hilflos durcheinandergerüttelten Frau, bewegend weit über China hinaus.«

—Robin Detje, Jury

* 1966–1976

** Provinz im Südwesten Chinas

● Fang Fang schreibt Romane, Novellen, Kurzgeschichten und Essays. 2016 veröffentlichte sie den Roman »软埋« (Weiches Begräbnis), für den sie mit dem renommierten Lu-Yao-Preis ausgezeichnet wurde und 2020 »武汉日记« (Wuhan Diary. Tagebuch aus einer gesperrten Stadt). Seit ihrem zweiten Lebensjahr lebt sie in Wuhan.

● Michael Kahn-Ackermann studierte Sinologie an der LMU München und in Peking. 1988 war er Gründungsdirektor des Goethe-Instituts Peking. Er übersetzt aus dem Chinesischen, zuletzt »Alles unter dem Himmel« von Zhao Tingyang und Fang Fangs »Wuhan Diary. Tagebuch aus einer gesperrten Stadt« (2020). Kahn-Ackermann lebt in Nanjing.





Ava Farmehri

Im
düstern
Wald
werden
unsre
Leiber
hängen

Aus dem Englischen
von Sonja Finck

»Sie werden mich töten.« Das ist der erste Satz in diesem Roman, der kein Zitat ist. Und so kommt es am Ende. Dazwischen überbordet alles – Körperflüssigkeiten, Fantasie, Gewalt. Teheran 1999. Die Mullahs haben einen Staat geschaffen, in dem Frauen sich nur verkriechen können, Kinder bekommen und still sein. Ein Mädchen, Sheyda, stellt sich quer. Ist die Heldin verrückt? Die Eltern denken, möglicherweise. Dabei ist sie vollkommen klar-sichtig in ihrem Widerstand. Es geht um die Körper der Frauen in einem für Frauen unbewohnbaren Land. Eine poetische und gewaltige Abrechnung mit dem Gottesstaat, ein sprachlich und in der Fantasie aus dem Vollen schöpfendes Debüt, eine unheimliche Verzahnung von Motiven körperlicher Erfahrung, als Erinnerung aufgezeichnet in der Todeszelle. In der vorwärtstreibenden, auch furchtlosen Übersetzung von Sonja Finck ungeheuer intensiv als Leseerfahrung, ein erstaunliches, unver-gessliches Buch.◀

—Verena Lueken, Jury

In der ersten Woche nach meiner Verhaftung kam niemand außer Dr. Fereydun zu Besuch, doch dann tauchten Onkel Dariusch und sein Sohn Navid im Gefängnis auf und wollten mich sehen. Anfangs waren die drei meine einzigen Besucher, aber ich versuchte, das nicht allzu persönlich zu nehmen. Ich kenne nicht viele Leute, und besonders beliebt bin ich nie gewesen, auch nicht, bevor bekannt wurde, was ich getan habe. Und seien wir mal ehrlich, wer will schon die glückliche Geborgenheit seines Heims verlassen, um einer Mörderin gegenüberzusitzen. Onkel Dariuschs Frau Hilla hatte offenbar zu große Angst, um mich besuchen zu kommen, aber natürlich behauptete er, dass sie nicht in der Stadt wäre. Wo sie hingefahren war, sagte er nicht, deshalb wusste ich, dass er log. Onkel Dariusch gehört zu den Menschen, die einem immer ungefragt ihre komplette Lebensgeschichte erzählen. Er ist durch-sichtig wie ein nasses weißes Hemd. Seine Ehrlichkeit ist seine beste und seine schlimmste Eigenschaft, damit hat er sich viele Freunde gemacht und ebenso viele Feinde. Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, wie er es geschafft hat, meinen Vater zu überleben. Und wie er es jetzt schafft, mich zu überleben. Er nimmt nie ein Blatt vor den Mund, geht keinem Streit aus dem Weg, ist strammer Atheist und hasst alles, was mit der arabischen Welt und dem Islam zu tun hat, wie die Pest.

»Meine Dreifaltigkeit ist tot: Gott, Schah, Vaterland«, hat er oft verkündet. Deshalb wusste ich gleich, dass etwas im Busch war, als er bei seinem Besuch im Gefängnis kaum etwas sagte und ihm die Wörter so schwer über die Lippen kamen, als müsste er sie wie Läuse aus dichtem Haar klauben. Ich war enttäuscht, dass meine Tante nicht mitgekommen war. In meiner Kindheit stand ich ihr sehr nahe, und auch mit meinem Cousin Navid spielte ich oft, wenn sie uns besuchen kamen. Meist jagte ich ihn mit dem Schlauch durch den Garten und brachte sein sorgfältig gegeltes Haar, das er furchtbar wichtig nahm, durcheinander.

Dann beschwerte Navid sich bei meiner Mutter, strich seine schwarzen Locken glatt und trug neues Gel auf. Anschließend trankte er ein Handtuch und verfolgte mich durch den Garten. Er wirbelte das nasse Handtuch durch die Luft und klatschte mir damit auf den Po, während ich vor ihm wegrannte und versuchte, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Kleine Tropfen flogen durch die Luft, glitzerten in der Sonne wie die Juwelen eines aufgebrochenen Granat- apfels, landeten kalt auf meinem Gesicht und liefen mir an den Beinen hinunter. Irgendwann rutschte ich unweigerlich aus, fiel in den Springbrunnen und schlug mir den Kopf an unserem Steinengel auf, während Navid sich totlachte. Benommen kletterte ich aus dem Wasser, klitschnass

und in Tränen aufgelöst, mit an den Kleidern klebenden Blättern und ertrunkenen Wespen. Ich stolperte über Blumentöpfe oder lief gegen das Geländer, und dann kam Tante Hilla und zog Navid schimpfend am Ohr ins Haus, wo sie ihm eine Ohrfeige gab und ihn dazu zwang, für den Rest des Tages wie ein braver Junge zwischen ihr und seinem Vater zu sitzen. Als er einmal versuchte, sich zu rechtfertigen und seiner Mutter sagte, ich hätte seine Frisur zerstört, nachdem er stundenlang vor dem Spiegel gestanden habe, verdrehte sie ihm noch etwas mehr das Ohr und schimpfte: »Du bist zwei Jahre älter als sie, und außerdem schlägt man keine Mädchen. Niemals.«

Ich genoss es, wenn Navid geschlagen wurde. Trotzdem glaube ich nicht, dass sich meine sadistische Ader gegen ihn persönlich richtete. Ich habe nichts gegen den armen Jungen, der in unserer Kindheit mindestens genauso unter meinen Streichen gelitten hat wie ich unter seinen. Nein, meine Genug-tuung betrifft das ganze männliche Geschlecht und geht sehr viel tiefer als jugendlicher Sadismus und Rachegelüste. Meine Verach-tung und meine gemischten Gefühle gegenüber Männern habe ich von meiner Mutter geerbt. Wieder Eva, nicht Aresu.

Mit Navid erlebte ich meinen ersten Kuss, und er ist der Beweis, dass Liebe und Gewalt untrennbar miteinander verbunden sind. Man kann nur jemanden, den man liebt, ernsthaft

➡ Do you need anything?
 Just a watch, a watch and a
 picture of the open sky!
 A watch?!
 And a picture of a cloudless sky!
 He shook his head without saying
 a word, licked the rough
 hairs of his moustache, gestured
 to Navid and got up to leave.
 You take care, he finally told me.
 We will pray for you.
 I wanted to tell him not to bother,
 but I didn't. My secular uncle
 wanted to pray for me. Now that
 was really something.

verletzen. Um einen Menschen zu ver-
 letzen, um ihm einen irreparablen Schaden
 zufügen zu können, musst du ihn lieben.
 Und damit der Schaden dauerhaft ist, muss
 dein Opfer dich ebenfalls lieben. Wer liebt,
 wird zwangsläufig bestraft, denn die Liebe
 trägt ihre eigene Strafe auf der Schulter
 wie einen siamesischen Zwilling.

Tante Hilla ergriff immer Partei für mich,
 und die Tatsache, dass sie sich auf meine
 Seite schlug, machte mir Mut. Dank ihr war
 ich stolz, eine Frau zu sein. Ich fand es
 seltsam, dass sie mich nicht im Gefängnis
 besuchen kam. Was hatte ich ihr bloß
 getan? Wovor hatte sie Angst? Ihr Sohn und
 ihr Mann hätten sie begleitet, außerdem
 trug ich Handschellen. Hunderte von Augen
 wären auf mich gerichtet gewesen, und
 abgesehen davon töte ich nur Menschen,
 die ich liebe. Und so nett Tante Hilla auch
 ist, zu sagen, dass ich sie liebe, wäre
 gelogen. Aber sie hatte meiner Mutter
 nahegestanden. Vielleicht hätte sie einen
 Besuch bei mir als Verrat empfunden.

Navid saß stumm neben seinem Vater.
 Er sagte kein Wort, nickte nur bei Onkel
 Dariuschs Fragen oder schüttelte bei meinen
 Antworten den Kopf. Ich weiß nicht, ob
 er schockiert war oder Angst vor mir hatte.
 Vielleicht glaubte er zu träumen, und
 sein Traum wurde nach und nach zu einem
 Alptraum. Er starrte mit leerem Blick auf
 den Tisch zwischen uns, während mein
 Onkel redete. Dann legte er die Hände vor
 sich auf den Tisch, immer noch mit
 demselben leeren Blick, als hätte er noch

nie Hände oder einen Tisch oder einen
 Stuhl gesehen. Als Nächstes hielt er
 sich die Handflächen vors Gesicht und
 bewegte sie vor und zurück. Einen Moment
 lang glaubte ich, meine Dunkelheit wäre
 ansteckend. Am liebsten hätte ich ihm
 geraten, bis Mitternacht zu warten und
 seine Hände dann dem Mond entgegen-
 zustrecken, denn der Mond würde ihm
 alles, was er sehen musste, in seinem
 silbernen Licht zeigen. So wie er es mir
 gezeigt hatte.

Onkel Dariusch fragte, wie es mir gehe.
 Gut.

Er fragte mich, warum ich es getan
 hätte, und ich sagte, dass ich es einfach
 hätte tun müssen.

Warum?

Weil es nicht anders ging, und weil es
das Richtige war, der einzige Ausweg.

Fühlst du dich allein?

Ein bisschen.

Hast du Angst?

Wovor?

Vor dem, was dich erwartet?

Warum? Was erwartet mich denn?

Na ja, vielleicht wirst du den Rest deines
Lebens im Gefängnis verbringen.

Macht dir das keine Angst?

Doch.

Und was ist mit dem Tod? Hast du

Angst vor dem Tod?

Nein.

Bereust du deine Tat?

Nein.

➡ Brauchst du irgendetwas? Sollen wir
 dir beim nächsten Mal was mitbringen?
 Nur eine Uhr und ein Foto vom Himmel.
 Eine Uhr?!

Ja, und ein Foto vom wolkenlosen
 Himmel!

Onkel Dariusch schüttelte den Kopf,
 leckte sich über seinen spröden
 Schnurrbart und bedeutete Navid
 aufzustehen.

Pass auf dich auf, sagte er. Wir werden
 für dich beten. Ich hätte gern gesagt,
 dass das nicht nötig war, aber ich
 schwieg. Mein atheistischer Onkel
 wollte für mich beten. Es geschehen
 noch Zeichen und Wunder.

Als im Iran-Irak-Krieg Väter und Söhne vom
 Busen weinender Ehefrauen und Mütter
 gerissen wurden, um die Ehre ihres Landes
 zu verteidigen, war mein Cousin Navid
 vierzehn Jahre alt. Ich weiß noch, wie er
 sich in unserem Haus versteckte und tages-
 lang weinte, weil die schmutzstarrenden
 Jungs aus der Nachbarschaft, mit denen er
 immer auf der Straße spielte, nachts aus
 ihren Häusern geholt und an die Front
 geschickt wurden. Onkel Dariusch, der
 wusste, dass sein Sohn als Nächstes an der
 Reihe sein würde, kaufte für Navid und
 Hilla zwei Fahrkarten nach Syrien. Er
 beschloss zu bleiben, weil er seinen Laden
 im Basar nicht aufgeben wollte. Er bat
 seine Frau, im Sayyida-Zainab-Mausoleum
 in Damaskus für ihn und für Iran zu beten.
 Nach neun Monaten kam Tante Hilla zurück,
 ohne die einzige Bitte, die ihr Mann ihr
 mit auf den Weg gegeben hatte, erfüllt zu
 haben. Sie sagte: »Ich habe vergessen,
 wie man betet.« Woraufhin Onkel Dariusch
 gleichmütig antwortete: »Macht nichts.
 Die Zeiten, in denen uns Gebete geholfen
 hätten, sind vorbei. Hilla *dschan*, meine
 Dreifaltigkeit ist tot.«

Nach meiner Urteilsverkündung rech-
 nete ich mit weiteren Besuchen, aber
 ich bekam meinen Onkel und Navid zwei
 Wochen lang nicht zu Gesicht. Und eine
 Uhr oder ein Foto vom Himmel brachten sie
 mir auch nicht.

● Ava Farmehri lebt in Kanada. »Through
 The Sad Wood Our Corpses Will Hang«
 (Im düstern Wald werden unsre Leiber
 hängen) ist ihr erster veröffentlichter
 Roman. Sie schreibt unter Pseudonym,
 um sich und ihre Familie nicht zu
 gefährden.

● Sonja Finck studierte Literaturüber-
 setzen in Düsseldorf. Als literarische
 Übersetzerin aus dem Französischen
 und Englischen lebt sie in Berlin und
 Gatineau (Kanada). Sie übersetzt das
 Werk von Annie Ernaux, Catherine
 Mavrikakis, Naomi Fontaine u. v. m. Für
 ihre Arbeiten erhielt sie zahlreiche
 Preise, u. a. den Eugen-Helmlé-Preis für
 das Gesamtwerk (2019), den Preis des
 Coburger Forums Junger Autoren (2018)
 und den Deutschen Jugendliteraturpreis
 (2017).



»Nastassja Martin beschreibt in *An das Wilde glauben* eine größtmögliche Veränderung und die Bereitschaft, den Dialog mit der Welt um andere Wesen und Daseinsformen zu erweitern. ›Das Ereignis ist: Ein Bär und eine Frau begegnen sich und die Grenzen zwischen den Welten implodieren.‹ Sie versucht in diesem autofiktionalen Text, das Wilde, das outgesourcte, dissoziierte Wilde, als möglich und lebbar zu denken. *An das Wilde glauben* erzählt von komplexer Verwundung und nicht minder komplexer Heilung. Forschend und trotzig befragt der Text auch die Gesetzmäßigkeiten medizinischer Ökonomie und die vermeintlichen Konventionen der Anthropologie. Das Buch weiß Fremde fremd sein zu lassen und sich nicht mit vorschnellen Erklärungen zufriedenzugeben. Martin reist ins Unbekannte und will vom Unbekannten nicht mehr lassen. Dieses Buch ist eine Aufforderung, an das Wilde zu glauben und damit an jene intrinsischen und globalen Transformationsprozesse, derer diese Zeit so dringend bedarf.«
—Heike Geißler, Jury

Nastassja Martin

18

An das Wilde glauben

Aus dem
Französischen
von Claudia
Kalscheuer

Zu viel ist zu viel, hatte ich mir gesagt. Ich gehe, ich muss diesem Bedeutungs- und Resonanzsystem entfliehen, das meine geistige Gesundheit bedroht. Später werde ich all diese unregierbaren Erfahrungsfetzen glätten, ich werde sie in hinreichend bereinigte und entkörperlichte Daten umwandeln, um sie handhaben und miteinander in Beziehung setzen zu können. Später werde ich meine Arbeit als Anthropologin machen. Doch erst einmal muss ich einen radikalen Schnitt setzen: Ich breche auf in Richtung Berge, ich will Luft, freie Sicht, Kälte, Eis, Stille, Leere und

Kontingenz, bloß kein Schicksal mehr und erst recht keine Zeichen.

Und dennoch. Inmitten der Gletscher und der Vulkane, weit weg von den Menschen, den Bäumen, den Lachsen und den Flüssen habe ich ihn gefunden, oder er mich. Ich gehe über dieses trockene Hochplateau, auf dem ich eigentlich nichts zu suchen habe, ich lasse den Gletscher hinter mir, steige vom Vulkan herab, der Rauch bildet hinter mir einen Wolkenkranz. Ich halte mich aus all den bekannten persönlichen, historischen und sozialen Gründen für allein,

aber ich bin es nicht. Ein Bär, genauso desorientiert wie ich, ist auch auf diesen Höhen unterwegs, wo er ebenfalls nichts zu suchen hat, er ist fast wie ein Bergsteiger unterwegs, tatsächlich, was treibt er da in dieser nackten Landschaft ohne Beeren, ohne Fische, während er doch in aller Ruhe im Wald beim Fischefangen sein könnte? Wir treffen aufeinander – wenn der *kairos* eine Essenz hat, dann diese. Eine Unebenheit des Geländes verbirgt uns voreinander, es herrscht Nebel, der Wind weht nicht in die richtige Richtung. Als ich ihn sehe, steht er schon vor mir, er ist genauso überrascht

wie ich. Wir sind zwei Meter voneinander entfernt, es gibt keine Ausweichmöglichkeit, weder für ihn noch für mich. Darja hatte mir gesagt, wenn du einem Bären begegnest, sagst du ihm »Ich rühre dich nicht an, du rührst mich auch nicht an«. Ja, sicher, aber nicht in dem Moment. Er zeigt mir die Zähne, wahrscheinlich hat er Angst, ich habe auch Angst, aber da ich nicht fliehen kann, mache ich es ihm nach, ich zeige ihm auch die Zähne. Dann geht alles sehr schnell. Wir stoßen zusammen er wirft mich um meine Hände greifen in sein Fell er beißt mich ins Gesicht dann in den Kopf ich spüre wie meine Knochen krachen ich sage mir ich sterbe aber ich sterbe nicht, ich bin bei vollem Bewusstsein. Er lässt los und schnappt nach meinem Bein. Ich nutze die Gelegenheit und nehme meinen Pickel aus der Rucksack-schleife, in der er seit dem Abstieg vom Gletscher hängt, ich schlage damit zu, ich weiß nicht wohin, weil meine Augen geschlossen sind, ich bin nur noch Gefühl. Er lässt los. Ich öffne die Augen, ich sehe ihn schon weit weg davonrennen und hinken, ich sehe das Blut auf meiner behelfsmäßigen Waffe. Und so bleibe ich da liegen, entgeistert und blutüberströmt, und frage mich, ob ich leben werde, aber ich lebe, mein Bewusstsein ist schärfer denn je, mein Gehirn arbeitet auf Hochtouren. Ich sage mir: Wenn ich davonkomme, wird es ein anderes Leben sein.

➡ Das Ereignis an diesem 25. August 2015 ist nicht: Irgendwo in den Bergen von Kamtschatka greift ein Bär eine französische Anthropologin an. Das Ereignis ist: Ein Bär und eine Frau begegnen sich und die Grenzen zwischen den Welten implodieren.

Nicht nur die physischen Grenzen zwischen einem Menschen und einem Tier, die bei ihrem Zusammenstoß Breschen in ihrem Körper und ihrem Kopf aufreißen. Es ist auch die Zeit des Mythos, die die Realität einholt; das Einst, das mit dem Jetzt zusammentrifft; der Traum, der sich verkörpert. Die Szene spielt sich heutzutage ab, aber sie könnte genauso gut vor tausend Jahren stattgefunden haben. Es ist einfach das Zusammentreffen von mir und diesem Bären in der zeitgenössischen Welt, die unseren unbedeutenden persönlichen Lebenswegen gleichgültig gegenübersteht; es ist aber auch die archetypische Konfrontation, es ist der taumelnde Mensch mit dem erigierten Glied gegenüber dem verletzten Wisent im Schacht von Lascaux. Wie in der Schacht-szene ist es der ungewisse Ausgang des Kampfes, der das unglaubliche, doch tatsächlich eingetretene Ereignis prägt. Aber anders als bei der Schachtszene ist das Ende hier kein Rätsel, da keiner von uns stirbt, da wir beide davonkommen, wir kommen aus dem stattgefundenen Unmöglichen zurück.

Es ist kein Gedanke, den ich aussprechen möchte; ich will ihn lieber aufschreiben. Ich sitze heute am Flussufer im nassen Schnee und schreibe, dass es ein implizites, still-schweigendes Gesetz gibt. Ein Gesetz, das den Raubtieren eigen ist, die sich in der Tiefe der Wälder oder auf den Bergrücken

der Erde suchen und meiden. Das Gesetz ist folgendes: Wenn sie sich finden, wenn sie aufeinandertreffen, dann implodieren ihre Territorien, kehren ihre Welten sich um, verändern sich ihre gewohnten Bahnen und sie sind fortan unauflöslich verbunden. Es kommt zu einem Aussetzen der Bewegung, einem Zurückhalten, einem Innehalten, einem Erstarren, das die beiden Raubtiere erfasst, die in diese archaische Begegnung geraten sind – diese Begegnung, die nicht vorbereitet und nicht vermieden werden kann, die unentrinnbar ist.

Zurück aus dem so ersehnten Niemandsland der Berge, des Gletschers, des Hochplateaus, das letztlich weniger verlassen war, als ich dachte, bleiben mir nur wenige Gewissheiten. Die Stabilität der Lebenden und der Dinge gerät mir ins Wanken, ihre Organisation in verständlichen und etablierten Systemen entgleitet mir, die Möglichkeit ihres Fortbestands wird mir fremd. Meine »Daten«, die ich sorgfältig gesammelt hatte, die ich angefangen hatte, zusammenzufügen, um eine Welt zu erschaffen – die ich mit meinen Zeitgenossen teilen wollte –, liegen nunmehr zu meinen Füßen wie lauter lose Enden, die ich irgendwann später anders werde zusammensetzen müssen. Warum? *Potomu shto nado schit dalsche*. Weil man weiterleben muss, wie alle sagen, die hier im Wald am Fluss unter dem Vulkan wohnen. Man muss danach, damit und angesichts all dessen leben können; einfach weiterleben.

➡ En ce jour du 25 août 2015, l'événement n'est pas : un ours attaque une anthropologue française quelque part dans les montagnes du Kamtchatka. L'événement est : un ours et une femme se rencontrent et les frontières entre les mondes implosent.

- Nastassja Martin ist Anthropologin und Schriftstellerin. Die Schülerin des Anthropologen Philippe Descola ist Spezialistin für die Kosmologien und Animismen der Völker Alaskas.

- Claudia Kalscheuer studierte Romanistik, Linguistik und Philosophie in Berlin und Toulouse. Sie übersetzt seit 1994 aus dem Französischen, u. a. Marie NDiaye, Jules Verne und Sylvain Tesson.

Jenny Offill

Wetter

Aus dem Englischen
von Melanie Walz

»Ein Roman zur Stunde, der mit fast beiläufiger Präzision das ewig krisenhafte Gefühl unserer spätkapitalistischen Gegenwart einfängt und damit vorausnimmt, was mindestens seit der Pandemie überdeutlich ist: Diese Krise ist eine Krise in der Krise in der Krise. Was sich zunächst wie ein breites Panorama apokalyptischer Paranoia liest, gewinnt in Offills meisterhaft konstruiertem Roman beinahe unmerklich an Fahrt. Der Fokus wird schärfer: weg vom Wetter, hin zum Klima. Offill legt ihrer Erzählerin keine einfachen Antworten in den Mund. Dass der Roman dennoch Hoffnung schenkt, liegt ebenso an seiner experimentellen, luftigen Form wie an dem von Melanie Walz treffsicher übersetzten Ton, dessen humorvolle Distanz weder zynischen Fatalismus noch abwiegelnde Ironie zulässt. Beide Elemente schaffen Raum, um sich mit der bereits andauernden Katastrophe auseinanderzusetzen, aus der Starre zu kommen, aktiv zu werden.«
—Dominique Haensell, Jury



Den ganzen Nachmittag ist es wahnsinnig heiß. Die Leute sitzen auf ihren Treppentufen, unterhalten sich und spielen Karten. Ein alter Mann salutierte, als wir vorbeikommen. Eli weicht auf dem Weg zum Kaugummiautomaten Hühnerknochen und Bierflaschen aus. Er zieht ein winziges Gummiungeheuer. Das sei sein Glückstag, erklärt er mir.

Und Henry spielt die ganze Nacht Videospiele. Er wirkt etwas high, aber ich kann es ihm nicht nachweisen. Und er versucht Catherine zu erreichen, hört aber immer nur den Anrufbeantworter. Die Sorgerechtsverhandlung ist in zwei Monaten. Ich muss ihn nur bis dahin am Leben halten, sage ich im Scherz zu Ben. Er kann darüber nicht lachen. Ich lenke mich ab, indem ich lange aufbleibe und Prepper-Zeug google.

Machen Sie Feuer mit einer Kaugummiverpackung und einer Batterie

Mit der Aluminiumfolie einer Kaugummiverpackung und einer AA-Batterie können Sie einen Kurzschluss herbeiführen und eine Flamme entzünden. Sie müssen nur die Folie in der Mitte zusammendrücken und an den positiven und negativen Polen der Batterie reiben. Der elektrische Strom wird das Papier kurz entzünden. Nutzen Sie die Flamme, um eine Kerze oder Zunder anzuzünden.

Was man tun kann, wenn man keine Kerzen hat

Eine Dose Thunfisch kann Licht für mehrere Stunden geben. Bohren Sie ein kleines Loch in die Oberfläche einer Dose Thunfisch in Öl, rollen Sie ein fingerbreites und handlanges Stück Zeitungspapier fest zusammen und stecken Sie es so in das Loch, dass zwei Finger breit herausragen. Warten Sie, bis sich das Papier ganz mit Öl vollgesaugt hat, und zünden Sie es mit einem Streichholz an. Ihre neue Öllampe wird mindestens zwei Stunden lang brennen, und den Thunfisch kann man danach noch unbesorgt essen.

Später kommt Ben ins Wohnzimmer, sieht, was ich mache, und geht schweigend. Ich folge ihm in unser Schlafzimmer. »Du bist mich leid, nicht wahr?«, sage ich, und er antwortet im denkbar überdrüssigsten Ton: »Nein, das bin ich nicht. Ich muss einfach nur ins Bett.«

Morgens ruft er seine Schwester an. Sie reden lange. Als er auflegt, erzählt er mir, dass sie eine dreiwöchige Reise an die kalifornische Küste planen und uns eingeladen haben. Luxus-Camping nennt sie es. Ob wir mitfahren wollen? »Das kann ich nicht«, sage ich zu ihm. »Ich muss hierbleiben.« Ben setzt den resignierten Blick auf, den man in letzter Zeit von ihm sieht, wenn wir über meinen Bruder sprechen. »Denk

drüber nach«, sagt er. »Du hast auch dieser Familie gegenüber Verpflichtungen.« Aber wie soll ich ihn alleinlassen können? Inzwischen verstecke ich schon meine Schlaftabletten in einer Socke.

Natürlich macht Ben sich Sorgen, ich könnte den Kopf nicht über Wasser halten. Als Henry das letzte Mal unterging, bin ich gleich nach ihm reingesprungen. Ich bin nicht mehr in die Schule gegangen. Henry hat aufgehört zu arbeiten. Er hatte mit niemandem Kontakt. Er hockte in seiner Wohnung auf Staten Island und war high, bis ihm die Drogen ausgingen und er raus auf die Straße musste, um sich neue zu besorgen.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich ihn besucht habe und er wie ein halber Henry war, abwechselnd aufflackerte und wieder erlosch. Du musst aufhören, sagte ich, lass mich dir helfen. Das funktioniert nicht, sagte er. Es funktioniert nie. Du könntest diesmal zu einer Selbsthilfegruppe gehen, sagte ich. Genauso gut hätte ich einen Flug zum Mars für ihn buchen können. Aber ein paar Nächte später rief er mich ganz aufgeregt an: Er hatte eine Idee. Er hatte auf YouTube etwas über die Mönche vom Berg Athos gesehen. Er verlangte, dass ich es mir ansah und ihn gleich danach anrief. Da könnte ich hingehen, sagte er. Es ist schön, es gibt nichts dort.

In der Sendung wurde dieser Mönch interviewt, ein Amerikaner mittleren Alters, ein ehemaliger Professor. Er war aus Boston weggegangen, zum Berg Athos gekommen und hatte ihn nie wieder verlassen. Er zeigte dem Reporter das Beinhaus. Sämtliche Schädel der toten Mönche, die je dort gelebt haben, ordentlich gestapelt wie Brennholz in einem Schuppen. Den Tod fürchtete er nicht: Ich weiß, wo ich enden werde, sagte er, und dann ein wegwerfender Gruß an die Adresse der Welt. Seit seinem sechszwanzigsten Lebensjahr hatte er die Insel nicht verlassen und würde es auch jetzt nicht tun, wo seine Mutter im Sterben lag. Der Reporter fragte ungläubig: Obwohl Ihre Mutter im Sterben liegt? Selbst dann nicht, sagte er. Sein Lächeln war so schön, dass es mir kalt den Rücken runterlief. Nein, sagte ich zu Henry. Ich würde dich nie wiedersehen.

Heute Abend tigert er hin und her, hin und her in unserem kleinen Wohnzimmer. »Wenn mir etwas passiert, nehmt ihr Iris«, sagt er. »Dir wird nichts passieren«, erwidere ich. »Und das bringst du gar nicht fertig.«

...

Es ist Samstag, und ich nehme mir vor, ein paar Einkäufe zu machen. Ich stehe vor dem Supermarkt, noch bevor die Türen geöffnet sind. Nur ich und eine Frau in einem Kaftan. Sie sieht konzentriert aus. Möglicherweise eine Schnäppchenjägerin mit Gutscheinen.

Ich habe diese Serie über solche Leute gesehen. Eigentlich genau wie die Sendungen über Drogensüchtige, nur ohne den Hinterhalt durch die Familien am Schluss. Meine Lieblingsstelle ist die, wenn die

betreffende Person mit zehn vollgeladenen Einkaufswagen an die Kasse kommt. Der Gesamtbetrag ist immer atemberaubend, und es gibt einen Augenblick, in dem es aussieht, als wollte der Käufer türmen. Aber dann setzt die Musik ein. Der Käufer nimmt eine dicke Mappe raus und reicht dem Kassierer einen Gutschein nach dem anderen. Und mit jedem einzelnen verringert sich der Gesamtbetrag. *Wie weit wird es runtergehen? Wie weit wird es runtergehen?* (Die ewige Frage.)

Jemand begrüßt mich, und ich sehe, dass es der heiße Typ aus dem Bus ist. Er trägt Laufsachen, was meine Meinung von ihm schlechter macht. »Was haben Sie vor?«, fragt er mich. Der Geschäftsführer sieht durch die Scheibe zu uns hinaus. Die Türen schwingen auf. »Nichts Besonderes«, sage ich. Er holt einen Zigarettenstummel aus der Tasche, zieht daran und joggt los. Also okay, vielleicht kein Amerikaner.

Später nehme ich Eli zu dem neuen Billigladen mit, um einen Plastikdurchschlag zu kaufen. Er läuft begeistert die Gänge entlang. »Wer hat all diese Sachen gemacht?«, fragt er mich. »Die unsichtbare Hand«, erzähle ich ihm.

...

»Ich mache mir Sorgen um dich«, sagt Ben. Wegen etwas, was ich gesagt habe, obwohl ich dachte, ich hätte es nur gedacht. Eli hat nach seinen Frühstücksflocken gefahndet. Wo sie waren? Warum ich sie nicht gekauft habe? Warum ich nicht zu dem Supermarkt zurückgehen konnte? Ich hasse alle Menschen, sagte ich.

Einigermaßen sanft, würde ich behaupten, aber offenbar nicht sanft genug, denn Eli brach in Tränen aus. Und jetzt verkündet Ben, dass sie mit seiner Schwester die Reise machen werden. Ob ich mitfahre oder nicht. Drei Wochen. So lange waren sie noch nie weg. Ich wiederhole, dass ich nicht mitfahren kann, und er packt in unheimlichem, unheilsschwangerem Schweigen. Doch sobald Ben bei seiner Schwester angekommen ist, ruft er mich an. »Wie geht's euch?«, frage ich. »Du fehlst uns«, sagt er.

...

Wenigstens habe ich den Hund. Und vielleicht bin ich auch ein bisschen verliebt. Der Typ aus dem Bus kam heute in die Bibliothek. Er ist den ganzen Vormittag die Regale entlanggewandert. Jetzt unterhält er sich mit einer Stammkundin, der Frau mit den abgekauten Fingernägeln. »Essen Sie keine Pflanzen mit Milchsaft. Löwenzahn ist die einzige Ausnahme«, erklärt er ihr. Er geht nach draußen, um zu rauchen. Als ich zum Mittagessen gehe, ist er nirgends zu sehen. Der Frau auf der Bank gebe ich ihren Dollar. Draußen ist es schwülwarm. Ich spüre, wie der Schweiß sich unter meinen Achseln sammelt. *Niemand sieht dich an*, pflegte meine Mutter zu sagen.

Als ich nach Hause komme, liegt Henry auf dem Sofa und starrt an die Zimmerdecke. Ich finde eine Sendung, die mit keinem

von uns etwas zu tun hat. Wir sehen sie zusammen an und essen große Schüsseln Schokoladenpudding. Eine Kandidatin aus der Sendung blickt in die Kamera und erzählt von ihren Hoffnungen und Träumen. Warum reden die Leute im Reality-TV immer von ihren Absichten? Ist das wie Gebete für Pharmavertreter?

...

Es ist unheimlich im Haus, seit Ben nicht mehr da ist. Als würden die Leute mich anders ansehen. Ich kann zum Beispiel nicht sagen, ob der Drogendealer mit mir oder einfach mit jedem schlafen will. Er verbreitet eine Art hintergründiger Stimmung.

Er kann mich besser leiden, seit er mich neulich nachts um zwei Uhr morgens sturzbetrunken nach Hause kommen sah. Er kam mir unten im Flur entgegen, als ich wieder und wieder versuchte, meinen Briefkasten aufzuschließen. Alles in Ordnung?, fragte er. Alles in Ordnung, sagte ich. Er ging nach oben, aber seitdem hält er mir die Aufzugtür auf, selbst wenn ich noch meterweit entfernt im Flur bin.

...

➡ Es ist wichtig, nicht zu vergessen, dass Seelenschmerzen in Wellen kommen. Man muss sich daran erinnern, dass es zwischen den Wellen Pausen gibt. Das hat Margot Henry erklärt. Wir haben uns bemüht und es nicht fertiggebracht, die Hausaufgaben zu machen. »Es ist unerträglich«, sagt Henry. »Es ist schwer erträglich«, korrigiert sie ihn.

Er soll seine schlimmsten Angstvorstellungen aufschreiben. »Schreib es in der ersten Person. Benutze eindeutige Einzelheiten«, erklärt sie ihm. Später halte ich Iris, während Henry sich damit abmüht. Oh, seine Augen – es tut weh, sie anzusehen. Er strauchelt, fängt von vorne an, liest alles von Anfang an vor.

Ich lasse das Baby im Auto, während ich in den Laden gehe. Er ist so viel größer, als ich erwartet hatte. Ich laufe die Gänge rauf und runter und lege immer mehr Zeug in meinen Einkaufswagen. Er ist so voll, dass ich sogar den Teil des Sitzes volllade, in dem sonst die Kinder sitzen. Plötzlich fällt mir Iris wieder ein, und ich renne nach draußen. Es ist ein schrecklich warmer Tag, und alle Autoscheiben sind zu. Leute stehen um den Wagen herum und versuchen ihn aufzubrechen. Ein Mann schlägt mit einem Hammer auf die Scheibe ein, aber sie zerbricht nicht. Eine Frau kreischt. Die Polizei kommt und zertrümmert die Scheibe. Sie versuchen es mit Reanimation, aber sie ist schon tot. Ich stehe zwischen den Schaulustigen. Dann begreifen sie, dass ich der Vater bin.

Ich küsse das Baby auf die weiche Stelle am Kopf.
»Gut«, sage ich zu ihm.

➡ It is important to remember that emotional pain comes in waves. Remind yourself that there will be a pause between the waves. That's what Margot told Henry. We've been trying and failing to do the homework. »It's unbearable,« Henry says. »It's barely bearable,« she corrects him.

● Jenny Offill lebt im New Yorker Stadtteil Brooklyn. »Weather« (Wetter) ist nach »Dept. of Speculation« (Amt für Mutmaßungen) ihr zweiter ins Deutsche übersetzte Roman. Er stand auf der Shortlist des Women's Prize for Fiction und wurde u. a. von der New York Times und Esquire zu den besten Romanen des Jahres 2020 gezählt.

● Melanie Walz lebt in München und ist Übersetzerin aus dem Englischen. Sie übertrug zahlreiche namhafte Autor*innen ins Deutsche, u. a. Patricia Highsmith, Charles Dickens, Michael Ondaatje, Maya Angelou, Virginia Woolf und zuletzt George Eliot.

Die Jury

● Robin Detje ist ausgebildeter Schauspieler und war Theater-, Film- und Literaturkritiker und Feuilletonredakteur der Zeit und der Berliner Zeitung sowie Autor der Süddeutschen Zeitung. Heute schreibt er vor allem für Zeit Online. Er ist Autor der Frank-Castorf-Biografie »Castorf – Provokation aus Prinzip« (2002). Als bildender Künstler gründete er 2009 mit Elisa Duca die Gruppe bösediva, die mit ihren Arbeiten u. a. nach Bangalore und Taipeh eingeladen wurde. Als Literaturübersetzer (unter anderem von Kiran Desai, Denis Johnson, William T. Vollmann, Joshua Cohen, Brit Bennett) wurde er 2014 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse und 2017 mit dem Preis der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung ausgezeichnet. Er lebt in Berlin und glaubt nicht, dass das Internet wieder weggeht.

● Heike Geißler lebt und arbeitet als Autorin und Dozentin in Leipzig. Zu ihren Veröffentlichungen zählen u. a. der Roman »Rosa« (2002), der Erzählband »Nichts, was tragisch wäre« (2007), der Reportage-Essay-Roman »Saisonarbeit« (2014), das Fragenheft und Hörspiel »Fragen für alle« (2016) und »mani bucate money fest« (2017). Sie ist Mitherausgeberin der Heftreihe »Lücken kann man lesen« und Teil des Performancekollektivs George Bele. 2016 war sie Stipendiatin der Villa Massimo.

● Michael Götting ist Autor, Journalist und Kurator und leitet die Black Diaspora Library bei Each One Teach One (EOTO) e.V. in Berlin. Er schreibt u. a. für Zeit Online, den Tagesspiegel und aktuell für Neues Deutschland. Götting studierte Neuere deutsche Literatur und Nordamerikastudien an der Freien Universität Berlin. Nach der Veröffentlichung seines Romans »Contrapunctus« (2015) war er Writer-in-Residence am Centre for European, Russian and Eurasian Studies der University of Toronto. Er war Mitkurator der Black Perspectives Festivals »Black Lux« und »We are Tomorrow« am Ballhaus Naunynstraße sowie den AFROLUTION Literatur- und Kulturfestivals von EOTO.

● Dominique Haensell ist Literaturwissenschaftlerin, Autorin und Journalistin und aktuell Chefredakteurin des Missy Magazine. Sie studierte Englische Philologie und Kritische Theorie in Berlin und London und promovierte 2019 am John-F.-Kennedy-Institut der FU Berlin. Ihre Monografie »Making Black History: Diasporic Fiction in the Moment of Afropolitanism« erscheint in Kürze. Sie lebt in Berlin.

● Verena Lueken ist Schriftstellerin, Journalistin und Autorin im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die Literatur, das Kino und Amerika sind die Schwerpunkte ihrer Arbeit. Viele Jahre lang arbeitete sie als Kulturkorrespondentin der F.A.Z. in New York und kehrt immer wieder dorthin zurück, um über die Stadt und das Land zu berichten. Darüber hinaus unterrichtet sie regelmäßig an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und der Leuphana Universität in Lüneburg. Ihre Buchveröffentlichungen umfassen zwei New-York-Bücher: »New York. Reportage aus einer alten Stadt« (2002) und »Gebrauchsanweisung für New York« (2005, 2010, 2018) sowie die Romane »Alles zählt« (2015) und »Anderswo« (2018). Ausgezeichnet wurde sie in Klagenfurt mit dem Internationalen Publizistikpreis und dem Michael-Althen-Preis für Kritik.

● Annika Reich ist Schriftstellerin und Aktivistin. Ihre Bücher erscheinen im Carl Hanser Verlag, zuletzt die Romane »Die Nächte auf ihrer Seite« (2015) und »34 Meter über dem Meer« (2012) sowie die Kinderbuchreihe rund um »Lotto« (2016 und 2018). Sie ist Kolumnistin von 10nach8 bei Zeit Online. 2015 hat sie das Aktionsbündnis WIR MACHEN DAS mitgegründet, dessen Künstlerische Leiterin sie seither ist. In diesem Rahmen leitet sie auch »Weiter Schreiben«, ein preisgekröntes Projekt für Literatur aus Kriegs- und Krisengebieten.

● Elisabeth Ruge ist langjährige Verlegerin, Lektorin und Literaturagentin. Sie studierte Anglistik, Amerikanistik und Slawistik in Frankfurt am Main, Moskau und den USA. 1994 war sie Mitbegründerin des Berlin Verlags, von 2011 bis 2013 baute sie Hanser Berlin, die Berliner Dependence des Carl Hanser Verlags, auf. Seit 2014 ist sie Geschäftsführerin der Elisabeth Ruge Agentur (ERA).

Die Preisverleihung findet am 30. Juni im Haus der Kulturen der Welt (wenn möglich) und online statt. Aktuelle Informationen zum Programm unter hkw.de/literaturpreis

DIE SHORTLIST 2021

Die jüngste Tochter

von Fatima Daas

aus dem Französischen von Sina de Malafosse
Claassen, 2021

Nach der Sonne

von Jonas Eika

aus dem Dänischen von Ursel Allenstein
Hanser Berlin, 2020

Weiches Begräbnis

von Fang Fang

aus dem Chinesischen von Michael Kahn-Ackermann
Hoffmann und Campe, 2021

Im düstern Wald werden unsre Leiber hängen

von Ava Farmehri

aus dem Englischen von Sonja Finck
Edition Nautilus, 2020

An das Wilde glauben

von Nastassja Martin

aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer
Matthes & Seitz, 2021

Wetter

von Jenny Offill

aus dem Englischen von Melanie Walz
Piper, 2021

Internationaler Literaturpreis 2021
– Haus der Kulturen der Welt

Seit 2009 verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Dotiert mit insgesamt 35.000 € (20.000 € für Autor*in, 15.000 € für Übersetzer*in) zeichnet er ein herausragendes Werk internationaler Gegenwartsliteraturen und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus.

Redaktion: Anna Etteldorf, Amaya Gallegos, Amélie Kroneis, Veronika Rau, Jan Trautmann, Mathias Zeiske

Abdruck der Textstellen mit freundlicher Genehmigung der Verlage

Design: NODE Berlin Oslo

Illustrationen: Olga Prader

Das Haus der Kulturen der Welt ist ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH.
Intendant: Bernd Scherer, Kaufmännische Geschäftsführerin: Charlotte Sieben